

Schmetterlingsauflauf

Als sich unsere Mutter
aus der Zeit verabschiedete

Johanna Herz

© 2023 Johanna Herz

Umschlaggestaltung: Alexandra Zieger/Die Glühbirne

Buchsatz: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

Druck und Vertrieb im Auftrag von Johanna HERZ:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99152-496-0 (Paperback)

978-3-99152-653-7 (Hardcover)

978-3-99152-654-4 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin un-
zulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervi-
elfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Für Mama
Eine singende Umarmung

Deine Johanna

VORWORT

Ich glaube fest an eine leitende Hand – irgendwo da oben. Umso stärker nach den vergangenen Monaten, denn auch, wenn sich rückblickend jeder Zufall als Verkettung von Fakten, Entscheidungen und äußeren Einflüssen entblättert, so steht doch der große Bogen. Nicht immer leicht erkennbar. Er spannt sich von weit in der Vergangenheit her bis zu dem Augenblick, den wir als Schicksalsschlag erleben, als Wunder oder wie auch immer geartete Bombe, die in unserem Leben einschlägt. Wir kämpfen gegen das Was. Es scheint vorbestimmt, unausweichlich und nicht stornierbar. Doch das Leben bietet uns viele Dimensionen. Die Zeitschiene, die den Lebenszug nicht an ein bestimmtes Ziel bringt und auch nicht dafür sorgt, dass der Zug pünktlich am Bahnhof ankommt, verändert viel. Wann schlägt der Asteroid in die Atmosphäre unseres geregelten Alltags ein? Wann geht die Sonne über den im Frostnebel versunkenen Feldern auf und wann entsteht die Flamme der Liebe, die als Funke überspringt und für Feuer sorgt? Hier liegt Bedeutung. Glück und Pech tauschen bei falschem Timing die Plätze. So bringt jeder Lottoschein irgendwann den Sechser. Wenn es also für alles den richtigen Zeitpunkt gibt, auch für Ereignisse, die am liebsten ins Niemals und Nirgendwo verbannt werden, dann hat eine liebende Hand eines der traurigsten Kapitel unserer Familiengeschichte zu einem gnädigen und gesegneten Zeitpunkt aufgeschlagen.



Der Gedanke, dass jemand meine Mutter mit Einweglatexhandschuhen anfasst, macht mich wütend. Traurig und wütend zugleich. Das Bild eines Urologen, der sich in einem Cartoon die Handschuhe straffzieht, bevor er die Prostata abtastet, macht mir zu schaffen. Irgendwo im Internet ist es aufgetaucht. Aber meine Mutter ist keine Drüse. Sie ist warm, weich und wohlriechend, mit Haut, die sich nach Berührung sehnt. Ich tauche den Waschlappen ins Wasser und wringe ihn aus, während ich den Duft der Seife einatme.

VORGESCHICHTE

Begonnen hat alles am Tag, als ich unseren Jüngsten im Gymnasium einschreiben ließ. Wahrscheinlich aber schon viel früher. Wer weiß das schon genau. Für mich ist es eben jener Tag. Das Schulgebäude hat sich nur wenig verändert. Doch hinter der betongrauen Fassade sind über die Jahre Farben gewachsen, Labors und Freizeiträume entstanden, eine Kantine und angesagte Sporteinrichtungen. Trotzdem scheint alles vertraut, als ich durch die Gänge laufe. Die Stiegen, die großzügigen Pausenhallen, die Schaukästen mit Werken verschieden großer Talente, die Anschlagtafeln mit zahllosen Informationen rund um das Schulwesen – die Energie ist geblieben. Unser Älterer kämpft hier in der Oberstufe gegen Mächte, die zeitweise nur mit Unterstützung von Profis zu bezwingen waren. Doch habe ich damals seine Entscheidung für mein altes Gymnasium begrüßt – als Hommage an meine acht spannenden Jahre. Kein Wunder, dass meine Eltern Verdis „Triumphmarsch“ erklingen ließen, als ich nach bestandener Matura nach Hause kam. Wenige Monate nach meinem Abschluss erkrankte Papa schwer. Meine beiden Brüder sind in den folgenden Jahren aus Studienzwecken ausgezogen. So auch ich. Doch wie wir manchmal scherzen, ist damals bei meiner Abnabelung wohl etwas schief gegangen. Immer wieder bin ich zurück zu meiner Mutter in mein Jungmädchenzimmer gezogen, habe mich trösten und verwöhnen lassen. Meist nur für kurze Zeit, doch wenn der Liebeskummer groß genug war, auch für länger. Nach meinem endgültigen Auszug ist jeder Besuch ein kleines Nachhausekommen. Die Tür des Aufzugs, die sich nie rasch genug schließt, die schrille Türklingel, das Warten vor der Wohnungstür, das Getrappel der mütterli-

chen Füße am Parkett, kurzes Innehalten vor dem Türspäher und schließlich weit geöffnete Arme. Meine Mutter lebte immer noch in dieser Wohnung, nur wenige Schritte von der Schule entfernt.



Mein kleiner Überraschungsbesuch bei meiner Mutter platzt in ein Chaos. Es mutet nach Vorbereitungen für eine Weltreise an. Taschen, Koffer, Stapel von Kleidungsstücken und mittendrin, ungewöhnlich verloren: Mama. Sie hat sich alles bereitgelegt. Kleidung und Dinge für verschiedene Anlässe und Aktivitäten. Die richtige Garderobe, ob im Alltag oder bei Festlichkeiten, niemals overdressed, doch sportlich-elegant mit sorgfältig ausgewählten Accessoires, war ihr schon immer wichtig. Irgendwie rührend, wie sie da zwischen den Bergen aus Kleidern, Hosen und Blusen steht, unschlüssig, was in den Koffer soll. Sie wird alt, denke ich zum ersten Mal.

Morgen würden wir wieder telefonieren, so wie in den vergangenen Jahren täglich um kurz vor acht Uhr. Jeden Tag, egal, wo wir waren. Wie schnell man sich an solche Dinge gewöhnt. Ein Blick auf die Uhr lässt mich schon zum Telefon greifen und auch die kleine Kapelle an der Kreuzung, an der ich allmorgendlich mit dem Hund vorbei gehe, nachdem ich unseren jüngeren Sohn in die Schule begleitet habe, ist mit einem fast schon automatischen Griff zum Handy verknüpft. Der Anruf ist Kontrolle und gleichzeitig ein Zeichen der Nähe, ein Morgenritual, das uns Spaß macht. Meistens gibt es ausführliche Berichte über die Ereignisse des vergangenen Tages, über Theater- und Konzertbesuche, Aktivitäten der Kin-

der und unsere Pläne für den Tag. Wir lachen viel miteinander – haben wir schon immer gemacht, manchmal bis zur Atemnot. Unser morgendliches Telefonat bedeutet uns viel. Es ist sowohl Update als auch Feedback, Kraftspender für den Tag und vertreibt aufziehende Wolken über dem Alltag. Doch wie meistens gibt es zwei Seiten. Auf der einen liegt die Freude in der Waagschale, auf der anderen die Verantwortung. Und die wird in dem Moment schlagend, wenn es nicht wie immer läuft. Als wir mit den Morgenanrufen begonnen haben, war es Plaudern, Lachen, aber auch ein Sicherheitsseil, das die wachsende Angst vor einem Schlaganfall oder einem anderen Übel bremsen soll. Was das wirklich bedeutet, wird mir erst klar, als der erste Morgenanruf ins Leere geht.



Die Wochen davor waren unruhig gewesen. Über Beschwerden verliert Mama nie viele Worte, auch jetzt klagt sie nicht. Alles normal für eine Endsiebzigerin. Schlafstörungen, Vergesslichkeit und ein paar Ungeschicklichkeiten. Stutzig macht sie jedoch, dass sie langsam, doch stetig an Gewicht zunimmt. Meine Mutter war immer schlank. Weiblich gerundet, aber schlank. Früher waren es Obsttage wegen der Taille, später Treppensteigen statt Aufzug, Fahrrad statt Auto und gelegentliches Dinner Cancelling. Lieber zuhause den Brotkorb höher hängen und dafür im Urlaubshotel und beim geselligen Beisammensein im Familien- oder Freundeskreis nicht Kalorien zählen müssen. Von Schlafstörungen hat sie in letzter Zeit öfters gesprochen. Manchmal liegt sie bis in die frühen Morgenstunden wach, um dann erst eine Tablette zu nehmen, deren Wirkung bis Mittag anhält. Und manchmal

lässt Mama etwas fallen und ist dann traurig, wenn es sich um eine Teetasse mit besonderen Erinnerungen handelt, oder um ein Muttertagsglas mit Gravur.

Meine Sorge wird drückend groß, als sie mir am Sonntag mitteilt, jetzt von Bad Radkersburg nach Graz zu fahren. Sie wolle zusammen mit ihrem Lebensgefährten Fritz die Nachmittagsvorstellung in der Oper besuchen. Ich schaue auf meine Armbanduhr – nur mehr wenige Minuten bis zum Vorstellungsbeginn.



Als unser Vater starb war Mama erst vierundvierzig. Auf bewundernswerte Weise hat sie begonnen, sich mit Dingen zu beschäftigen, die sie bislang nicht interessieren mussten. Es waren Tätigkeiten wie Autofahren, Versicherungen einzahlen, Heimwerken, Bankangelegenheiten ... all das, was Papa als Familienoberhaupt und -ernährer mehr oder minder im Alleingang erledigt hat. Wir waren eine klassische Familie. Drei Kinder, der Vater in der Arbeit, die Mutter im Haushalt und hauptzuständig für die kindlichen Belange. Es war ein wahrer Kopfsprung ins kalte Wasser, mit dem sich Mama auf jede Prüfung eingelassen hat. Selbst auf den C-Führerschein, um unser Wohnmobil steuern zu dürfen, das wegen seiner braun-beigen Lackierung, die stark an eine Kaffeerösterei erinnerte, den Namen Julius trug.

Vielleicht hat ihr all das geholfen, über die schwere Zeit mit Papas Krankheit hinwegzukommen. Nach der Diagnose Gehirntumor und der kurz darauffolgenden Operation, blieb ihm auf den Tag genau ein Jahr. Mit wunderbarer Fürsorge ist Mama in diesem Jahr nicht von seiner Seite gewichen. Bis

zum letzten Atemzug hat sie ihn, zuletzt in unserem Wochenendhaus, aufopfernd und liebevoll begleitet. Für uns Kinder, alle drei im Teenageralter, hat sie eine Art heile Welt abseits des Krankenbetts aufrechterhalten. Mittlerweile weiß ich, was sie geleistet hat. Sie hat uns das Gefühl der Sicherheit gegeben, dass es weiter geht und sie uns all den Kummer abnimmt. Wir hatten damals wunderbare Unterstützung eines jungen Arztes, der aus einer Familie in der Nachbarschaft stammte und für unser Empfinden eine sehr annehmbare Einstellung zur Sterbebegleitung gezeigt hat.

Es haften mir noch starke Erinnerungen an diese Zeit an, wengleich ich kurz nach der Matura in einer Freiheitsphase schwebte, die immer noch ihresgleichen sucht. Geblieben sind mir lediglich ein paar Schleier von jenen Events, auf die zu verzichten ich nicht bereit war. Was sich aber unauslöschlich in mein Herz gebrannt hat, sind die traurigen Augen meines Vaters, die sich kraftlos, aber wissend auf den Fußboden hefteten, als ich mich das letzte Mal von ihm verabschiedet habe. Nach meinem Ferialpraktikum trat ich nämlich meine erste Flugreise an und zwar nach Gran Canaria.

Zehn Tage später, während ich im Landeanflug auf Graz war, ist Papa gestorben. Noch heute mache ich mir Vorwürfe. Ich war nicht da. Zu spät. Zu egoistisch. Zu wenig einfühlsam. Mama hat mir damals vor der Abreise gesagt: „Als seine Frau sage ich dir: bleibe hier. Als deine Mutter: FLIEG!“



Wir wollen uns im Haus meines älteren Bruders treffen. Christian steht in diesem Fall als Vertreter eines besonderen Familienzweiges, da dieser Teil der Sippschaft eine Schnitt-

stelle unserer gesamten Familien darstellt. Ein paar Jahre nach dem Tod unseres Vaters hat Mama einen um einiges älteren, sehr lieben Witwer mit vier erwachsenen Kindern kennen und lieben gelernt. Die beiden haben sich gefunden und ihren ganz eigenen Lebensstil miteinander entwickelt. Dazu gehört getrenntes Wohnen, aber unglaublich viel gemeinsame Zeit. Fritz und Mama sind gute zwanzig Jahre auseinander. Ich vermeide die Worte, dass sie diese Jahre trennen. Letztendlich haben sie die beiden mehr geeint, als statistisch absehbar war.

Als mir meine Mutter das erste Mal von Fritz erzählte, leuchteten ihre Augen. Da war jemand, der in ihr Saiten zum Schwingen gebracht hat, die lange nicht mehr angeschlagen worden waren. Go, Mama! Das habe ich damals gesagt und zutiefst empfunden. Noch inniger ist der Zusammenschluss geworden, als mein älterer Bruder und Fritz' jüngste Tochter ein Paar wurden. Ich war Trauzeugin und später dann hatte ich endlich mein erstes Patenkind. Neffe Raphael hat mich zur Firmpatin erkoren.



In der Oper wird sicher schon der letzte Akt beginnen. Ich starte los. Muss wissen, was mit meiner Mutter geschieht. An ihre unerschütterliche Selbständigkeit kann ich im Moment nicht glauben, dafür ist gerade zu viel nicht im Lot. Wenn sich etwas Vertrautes nur geringfügig ändert, dann meldet sich der innere Wächter. Im Wohnzimmer sitzt Mama, bekleidet mit einer dottergelben Bluse, die ihr wunderbar zu Gesicht steht. Ihr Lächeln zur Begrüßung wirkt ein bisschen verwirrt und sie versprüht auch sonst nicht den gewohnten Esprit. Christian und ich tauschen Blicke aus, beide wissend, dass et-

was nicht stimmt. Wir trinken Früchtetee und bedauern, dass die Nachmittagsvorstellung in der Oper ohne Mama und Fritz stattgefunden hat. Unsere Oldies, wie wir sie nicht sehr originell, aber liebevoll nennen, sprechen wenig und es liegt etwas Bedrückendes über dem alten Familiensstisch, an dem wir zusammensitzen. Es ist so, als nähere sich Gefahr, das Geräusch einer Maschine, die etwas zerstören wird, was wir immer zu schützen versucht haben. Was genau es sein wird, wagen wir in diesem verletzlichen Moment noch nicht zu denken. Ganz klar ist jedoch, dass Mama an diesem Abend nicht mit dem eigenen Auto nach Radkersburg fahren wird. Christian bringt sie zurück zur Kur, das Abholen in zwei Wochen werde ich übernehmen. Mama nimmt unseren Entschluss mit einer unüblichen Ruhe zur Kenntnis. Viel eher wäre mit einer Reaktion wie: „Kommt doch gar nicht in Frage!“ oder „Nicht notwendig, ich schaffe das schon“ zu rechnen gewesen. Das erkenne ich erst viel später, denn die Spannung in diesen Minuten stellt das Praktische in den Vordergrund.



Meine Mutter hat in den vergangenen Monaten einige Ärzte aufgesucht. Die unerklärliche Gewichtszunahme hat sie unsicher gemacht. Geänderte Essgewohnheiten und die übliche Verdächtige Schilddrüse sind auszuschließen. Was die betrifft, nimmt Mama schon seit geraumer Zeit an verschiedenen Studien teil und ist in ständiger medizinischer Betreuung. Sie sagt, sie esse so wie immer, also kontrolliert. Immer ist es nicht leicht, auf Köstlichkeiten zu verzichten, oder nach einem Familiessen beim Einräumen der Teller in den Geschirrspüler, die zwei übrig gebliebenen Kartoffeln lieber in

den Müll zu werfen oder im Kühlschrank zu verwahren, als sie schnell in den Mund zu stecken. „Zehn Sekunden auf der Zunge – zehn Jahre an den Hüften“ hat sie mir gerne gesagt. Schlank zu sein und gut auszusehen hat ihr schon immer viel bedeutet.

Nach ihrer Hüftoperation vor einem Jahr hat sie ihre alte Beweglichkeit und Mobilität mit Therapie und Fleiß fast wieder zurückerlangt. Wie war sie aber anfangs frustriert, als die Ärzte ihre Muskulatur als eher schwach einstufen. Bei all den sportlichen Aktivitäten hat sie sich großes Lob und das Versprechen, binnen weniger Wochen wieder wie ein Reh zu springen, erwartet. Es waren dann doch einige schmerzhafte und stark verlangsamte Wochen, bis normales Gehen ohne Hilfsmittel wieder möglich war. Vielleicht hat sie die Erkenntnis, dass ihr Körper nicht mehr so kräftig und belastbar ist, mehr geschwächt als die OP selbst.

Auch die Augen sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Eine der ersten Alterserscheinungen, mit der man als reifen-der Mensch konfrontiert wird. Die letzten Besuche beim Augenarzt hatten allerdings einen anderen Grund als den, die Brille anzupassen. Gelegentliche Doppelbilder bereiteten Mama schon seit geraumer Zeit Sorge und sie hoffte auf Abklärung. Es konnte jedoch keine Ursache gefunden werden.



„Sie war müde und ist gleich zu Bett gegangen“, meldet mein älterer Bruder am nächsten Tag. Ich lasse meine Gedanken wandern, versuche mir bewusst zu machen, dass auch Mama älter wird und die Herausforderungen ihres aktiven Lebens vielleicht reduzieren sollte. Die Kur in Bad Radkers-

burg könnte ihr helfen, Prioritäten zu finden und ein paar immer wiederkehrende Eintragungen in ihrem Tischkalender zu streichen. Doch die Möglichkeit eines anderen Grundes für Mamas augenscheinliche Veränderung und Unsicherheit klopft immer stärker bei mir an. Es gilt, die Sensoren auf höchste Stufe einzustellen.

Beim Morgentelefonat ist Mama guter Dinge. Sie hat ruhig geschlafen und bereits gefrühstückt. In einer Viertelstunde beginnt wieder eine Behandlung. Sie müsse sich kurzfassen, sagt sie, da sie sich noch umziehen wolle. Meine Sensoren schlagen nicht an. „Alles in Butter mit der Mutter“, so ihr vertrauter Spruch. Also atme ich durch und beginne mein Tageswerk. Eine halbe Stunde später klingelt mein Telefon. Sie ist es wieder. „Stell dir vor, ich habe meine Behandlung vergessen. Sie haben mich gerade angerufen und gefragt, ob ich noch komme.“ Aus dem Wandern meiner Gedanken wird eine wilde Achterbahnfahrt. Gerade bin ich in die Tiefe gesaust, rapple mich wieder hoch und beruhige mich damit, dass Mama ja sonst ganz normal geklungen hat. Demenz kann doch nicht so plötzlich kommen. Immerhin hat sie mich gleich angerufen und wirkte sonst eigentlich recht klar. Aber vergessen würde sie keinen Termin. Mein Waggon schleppt sich gerade wieder in einer Spirale nach oben. Sie ist in einem Hotel mit ärztlicher Betreuung. Eine Kurve geschafft. Man wird sich gut um sie kümmern. Außerdem ist meine Telefonnummer hinterlegt und ich werde im Notfall sofort angerufen. Noch eine Biegung. Ich fasse den Entschluss, bei der Rezeption des Hotels anzurufen und um besondere Aufmerksamkeit zu bitten. Oben angekommen. Der Plan, direkte Verbündete zu finden, beruhigt mich.

Mama und ein vergessener Termin? Niemals! Peinlich ge-

nau führt sie ihren Kalender, einen Tischkalender, der über alles Bescheid weiß. Jeden Geburtstag, allfällige Jubiläen, Gedenktage und natürlich alle großmütterlichen Einsätze, Konzertbesuche und Termine des Alltags. Topmanager, die meinen, einen vollen Terminkalender zu haben, kennen den meiner Mutter nicht. Er wird schon immer zu Jahreswechsel gut gefüllt: mit viel Liebe, Andenken, Pflicht und Genuss. Da sind die Seiten noch glatt, die Einträge in sauberer Handschrift ordentlich und übersichtlich. Die Monate lassen das Papier knittern, sodass der Kalender immer dicker erscheint. Striche und Pfeile, angeheftete Zettel und Notizen machen ihn zu einem lebendigen Helfer. Es ist ein besonderes Knistern, wenn Mama die Seiten weiterblättert. Woche für Woche raschelt über die Spiralbindung, vorwärts und wieder zurück. Mama blättert viel im Kalender, um Lücken für Enkel, Hilfestellungen oder Geselligkeiten zu finden. Vor und zurück, vor und zurück. Alles trägt sie sorgsam ein. Manche Eintragungen werden Vergangenheit, einige Geschichte.

Mein Telefon meldet eine eingehende Nachricht: „Die Rettung bringt mich um 13 Uhr nach Feldbach auf die Neuro zur Untersuchung ... Bussi Mama.“ Ich rase hinunter, das Blut weicht mir aus dem Kopf, ich muss mich kurz setzen. Mein Mund wird trocken. Dann beginnen die Zahnräder in meinem praktischen Motor ineinander zu greifen und zwingen mich, sofort alles Notwendige in die Wege zu leiten. Ich ziehe mir Turnschuhe an und laufe aus dem Haus, hinauf zur nahen Volksschule, wo mein jüngerer Sohn Konrad die vierte Klasse besucht. Ich habe Glück und treffe gleich auf ein bekanntes Gesicht, sage, dass meine Mutter vielleicht einen Schlaganfall hatte und ich dringend zu ihr müsse. Konrad darf unter diesen Umständen natürlich zum Mittagessen bleiben. Ich renne zu-

rück nachhause und informiere noch meinen Mann und Sebastian, meinen Ältesten, dass ich jetzt nach Radkersburg fahre, um Mama zu helfen. Helfen, unterstützen, ja, das ist das, was ich jetzt tun werde. Entgegen meiner Gewohnheit fahre ich etwas schneller als erlaubt, versuche mich, bestmöglich auf den Straßenverkehr zu konzentrieren. Hoffentlich bin ich rechtzeitig vor Ort.

In mir kämpfen düstere Ahnungen gegen mein positives Denken. Immer wieder zwingt mich, den Teufel nicht an die Wand zu malen. Sollte es tatsächlich ein Schlaganfall gewesen sein, dann ist der rasche Transport ins Krankenhaus das einzige Richtige.



Während die freundliche Rezeptionistin ins Zimmer meiner Mutter hinauf telefoniert, lasse ich den Check Out vorbereiten. Auch wenn die Untersuchungen auf der Neurologie Entwarnung geben sollten, so werde ich Mama auf jeden Fall mit nachhause nehmen. Meine Nervosität steigt, ich fühle mich unangenehm erwachsen, sie bei Dingen zu unterstützen, die sie unzählige Male allein gemacht hat. Die große Glastür öffnet sich und da steht sie, wie immer mit geöffneten Armen zur Begrüßung. Sie wirkt klein und unsicher. Eine kurze Ewigkeit stehen wir umschlungen da. Dann nimmt sie mich bei der Hand und sagt: „Komm, gehen wir Mittagessen“. Der Speisesaal ist gleich um die Ecke. Wir finden einen kleinen Tisch, der uns zusagt und Mama geht sofort in Richtung Buffet. Ihre Schritte sind sehr vorsichtig, als hätte sie Angst zu stürzen. Während sie Fisch mit Gemüse und Kartoffeln zu sich nimmt, mache ich Fotos für meinen Bruder, als Zeichen, dass ich hier

bin und es Mama nicht schlecht zu gehen scheint. Essen kann ich nichts. Dann beginnt sie zu erzählen. Vor ein paar Tagen beim Walken im Kurpark hatte sie ein Black Out. Sie könne nicht sagen, was passiert sei. Plötzlich sei sie auf einer Parkbank erwacht, Stunden, nachdem sie das Hotel verlassen hatte. Schon viel früher ist einmal etwas Ähnliches passiert. Sie hat mir von einem Spaziergang erzählt, auf dem sie auf einer Wiese gelandet sei, und sie wisse nicht, wie sie dahin gekommen war. Sie saß im Gras, absolut sicher, sich nicht dorthin gesetzt zu haben. Niemals mit einer weißen Hose! Ein Erinnerungsloch in der Größe von mehreren Stunden. Dann jetzt die vergessenen Termine. Ich spüre, wie sehr sie das alles bedrückt. Sie habe also die Kurärztin aufgesucht, erklärt sie. Diese hat nicht gezögert und die Rettung gerufen. „Sie werden bald kommen,“ sagt Mama und wir machen uns auf den Weg ins Hotelzimmer. Schnell alles zusammenpacken und auschecken. Wir geben noch die nicht gebrauchten Jetons für das Solarium zurück, zahlen die Rechnung und setzen uns vor dem Hotel auf eine Bank. Mama ist unruhig. Sie steht immer wieder auf und geht ein paar Schritte. Während ich meine Handtasche nach dem Handy durchwühle, lasse ich sie nicht aus den Augen. Es scheint mir, als würde sie irgendwohin laufen, wo ich sie nicht mehr finden kann.

Mein Mann Walter ist in einer Sitzung, als ich ihn anrufe. Er ist Chirurg und kennt fast jeden. Besonders Ärzte. Vielleicht ja auch einen, der uns in Feldbach behilflich sein kann. Ich gebe ihm nur einen kurzen Lagebericht und hoffe auf einen Namen, den er mir nennen kann. „Was für ein Zufall“, sagt er. „Neben mir sitzt der Primar der Neurologie.“

Die beiden jungen Sanitäter versichern sich, dass Mama gehen kann und helfen ihr ins Rettungsauto. Ich übernehme das Gepäck und fahre in meinem eigenen Wagen hinterher. Als wir an Bad Gleichenberg vorbeifahren, wo ich zwei Jahre das Fremdenverkehrskolleg besucht habe, rufe ich Mama an. Gemeinsam lachen wir über die vielen Veränderungen im Vergleich zu damals. Im Internat habe ich mich nicht wohl gefühlt. All die Jungmädchenbücher haben mir eine falsche Romantik vorgegaukelt, die ich nicht einmal im Ansatz empfinden konnte. Die meiste Zeit, wenn nicht Unterricht war, habe ich geschlafen, hatte Heimweh nach Familie, Klavier und Freund. Eigentlich hätte ich die Schule am liebsten abgebrochen. In den Münzfernsprecher habe ich geweint und meinen Papa beschworen, mich von hier abzuholen. Doch er hat mich inständig gebeten, durchzuhalten. Die Ausbildung kostete so viel, ich sollte das Beste daraus machen. Habe ich getan. Bad Gleichenberg hat mich seit damals nie wiedergesehen.

Der Rettungsfahrer setzt den Blinker, wir biegen zum Krankenhaus ab. Vom Besucherparkplatz aus folge ich dem Weg, den mir die Rettungsfahrer beschrieben haben. Sie haben Mama in einen Rollstuhl gesetzt. Der Anblick tut mir weh. Innerlich kämpft meine bange Ahnung gegen die beruhigende Gewissheit, dass ab jetzt etwas gegen ihre Probleme getan wird.

Alles scheint vorbereitet zu sein und zwei freundliche Oberärzte, die bereits informiert wurden, führen uns in ein Behandlungszimmer. Ein paar Fragen und motorische Tests, die über einen möglichen Schlaganfall Auskunft geben können, dann nimmt mich einer der Ärzte auf die Seite. „Nach einem Schlaganfall sieht es für mich vorab nicht aus.“ Ein klei-

ner Seufzer der Erleichterung entkommt mir. Und bevor ich meine Frage nach dem weiteren Prozedere aussprechen kann, spricht er weiter. „Hoffentlich ist es kein Tumor.“

Was hat er da gesagt? Nein, nein, das kann nicht sein! Es ist, als würde der Raum um mich ganz eng werden, in meinen Ohren rauscht es und meine Knie werden zu Watte. „Es kann doch auch irgendetwas Anderes sein, oder?“ Auf meine Frage hin wiegt der Neurologe seinen Kopf hin und her, er schüttelt ihn nicht. Mama sagt, es gehe ihr gut, sie sei froh, jetzt im Krankenhaus zu sein. Während die Vorbereitungen für ein CT getroffen werden, nehme ich im Warteraum Platz. Nur wenige Menschen sind hier. Einige tragen Masken – man hält Abstand. Corona ist im Anmarsch und wirft seine Schatten voraus.

Via SMS halte ich Christian am Laufenden und schreibe auch ein paar vorsichtige Zeilen an unseren jüngeren Bruder Raimund, der seit einigen Jahren in Lüneburg lebt. Als Schauspieler hat er in Deutschland bessere Chancen gesehen. Inzwischen ist er längst verheiratet und Vater einer kleinen Tochter. Die Stammfamilie in Österreich muss zwar oft lange auf ein Lebenszeichen aus Lüneburg warten, dafür ist der Kontakt dann meist innig und trotz der Entfernung sehr vertraut.

Die wenigen Patienten im Raum machen einen ruhigen Eindruck. Sie haben einen der nervenaufreibendsten Abschnitte einer Erkrankung bereits hinter sich: das Warten auf die Diagnose. Pflaster, Infusionsleitungen, Verbände oder Medikamentenboxen in der Hand zeugen von laufenden Behandlungen. Wie hat die junge Frau mit dem Kleinkind am Arm bemerkt, dass etwas in ihr nicht stimmt? Wie der ältere